



Dwarkanauth Tagore.

Es ist den Lesern wahrscheinlich aus den Zeitungen bekannt, daß der Brahmine Dwarkanauth Tagore, der eine Reise nach England unternommen, und sich während seines längeren Aufenthaltes daselbst mit der europäischen Gesittung vertraut gemacht, bei seiner Rückkehr nach Indien, weil er den Regeln seines Standes entgegen in Gesellschaft von Weltleuten und Sündern gegessen und getrunken, von seinen Collegen für unrein erklärt, aus der Priester caste ausgestoßen und den Variahs

zugefellt worden ist. Das Bild stellt die Züge dieses indischen Priesters dar, welcher in London allgemeines Interesse erregte. Es ist nach einer sehr gelungenen Büste copirt, welcher während einer der letzten Londoner Kunstausstellungen vorzügliche Aufmerksamkeit und das Lob der Kenner zu Theil ward.

In Bezug auf die Ausstoßung aus einer Caste sagt Dubois: „Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese verachtete Rasse (die Variahs) ihren Ursprung Wechselheirathen zwischen Individuen aus allen Casten verdankt, Individuen, welche ihrer schlech-



(Dwarkanauth Tagore.)

ten Aufführung und der Uebertretung der Gesetze ihrer Caste wegen ausgestoßen worden waren. Es war vorauszusehen, daß sie sich jedem Excess ohne Rückhalt überlassen würden. In diesem Zustande von Abgeschiedenheit leben sie noch heutzutage. Was können wir wohl aus allem diesen natürlicher Weise schließen, wo nicht, daß die Ursachen, weshalb Menschen gewöhnlich aus ihrer Caste (Rangordnung) ausgestoßen werden, an sich höchst gehässig und empörend sein müssen?"

Indes bemerkt er auf einer andern Seite: — „Ausschließung aus einer Caste findet oft ohne große Umstände, ja bisweilen in Folge von Haß oder Grille statt. Dergleichen Fälle treten ein, wenn Individuen aus irgend einem Beweggrunde sich entweder ganz oder theilweise weigern, Hochzeits- oder Begräbnißfeierlichkeiten ihrer Verwandten und Freunde beizuwohnen, oder bei dergleichen sie selbst betreffenden Gelegenheiten Diejenigen einzuladen, welche ein Recht haben, gegenwärtig zu sein. Personen, welche auf die besagte Weise ausgeschlossen worden sind, verfehlen niemals, gegen diejenigen, von denen sie die Beleidigung erlitten haben, aufzutreten und Genugthuung für die Verletzung ihrer Ehre zu fordern. Dergleichen Fälle werden gewöhnlich durch Vergleiche entschieden.“ Er fügt ferner hinzu: „Es ist nicht nothwendig, daß Verletzung der Castengebräuche absichtlich oder von großem Belang sei. So traf sich meines

Wissens unlängst, daß einige Brahminen, die in meiner Nachbarschaft wohnen, weil sie überführt worden, mit einem als Brahmine verkleideten Sudra an einem öffentlichen Mahle Theil genommen zu haben (ein dem oben mitgetheilten entsprechender Fall), aus ihrer Caste ausgestoßen und nicht eher wieder in dieselbe aufgenommen wurden, als nachdem sie sich einer Anzahl sowohl lästiger, als kostspieliger Ceremonien unterzogen hatten.“

Hieraus folgt nicht nothwendiger Weise, daß die Vorfahren der Variahs eine unmoralische oder verlassene Rasse waren. Unter einem lächerlichen, nichtsagenden Vorwande wurden sie aus ihrer Caste ausgestoßen, und wahrscheinlich mögen sie wohl in einigen Fällen durch Armuth, in andern durch verwundeten Stolz abgehalten worden sein, sich den zur Wiederaufnahme erforderlichen sowohl lächerlichen als kostspieligen Ceremonien zu unterziehen.

Ihre gegenwärtige Stellung und Beschäftigungen beschreibt Dubois folgendermaßen: — „Wenn aber die Caste der Variahs in allgemeiner Verachtung steht, so muß man zugeben, daß sie diese wegen der Aufführung und Lebensweise ihrer Mitglieder verdient. Die meisten Variahs verkaufen sich selbst mit Weib und Kind als Slaven an Pächter und Landleute, von denen sie mit den schwersten landwirthschaftlichen Arbeiten belastet



(nach dem Original)

und mit der empörendsten Strenge behandelt werden. Sie sind auch die Rothkämer der Dörfer, sie müssen die Wege stets rein erhalten und allen Unrath, der sich in den Häusern angesammelt hat, fortschaffen. Indes werden gerade diese, trotz ihrer niedrigen, schmutzigen Verrichtung, besser behandelt, als die übrigen, weil ihnen, außer der ekelhaften Arbeit, die wir so eben erwähnt haben, noch das reinlichere Geschäft obliegt, das Wasser der Teiche und Kanäle in den Reisplantagen der Dorfbewohner zu vertheilen, und letztere können aus diesem Grunde sich eines Gefühls von Dankbarkeit gegen die Unglücklichen nicht erwehren. Einige Pariahs, welche nicht in einem solchen Zustande von Sklaverei leben, haben die Pferde einzelner Individuen, oder der Armee, oder die Elephanten zu besorgen; dergleichen werden sie als Thürknecht oder Boten gebraucht. In einigen Theilen Indiens ist ihnen sogar erlaubt, das Land zu ihrem eigenen Besten anzubauen, und in anderen dürfen sie das erworbene Handwerk betreiben. In neuerer Zeit sind sie gelegentlich sowohl in die europäischen Heere, als auch unter die Truppen der eingeborenen Fürsten aufgenommen worden und haben sich als Soldaten Ruhm und Auszeichnung erworben. Hinsichtlich des Muthes stehen sie keiner anderen hindostanischen Gaste nach, allein die ihnen zu Theil werdende Erziehung läßt sie in der Regel von allen übrigen Eigenschaften eines Kriegers entblößt."

Zu bemerken ist übrigens, daß Dwarlanauth zu den reichsten Männern Indiens gehörte, daß er ungeheure Summen an milde Stiftungen gab und dafür auch von der Königin von England zum Baronet ernannt worden war.

Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Dheim, scherzen Sie nicht, sondern denken Sie lieber daran, sich zu verbergen,“ sagte die Marquise.

„Nein, ich will wissen, wie Herr Boisroger, der sonst ein großer Philosoph war, und jetzt ein gewaltiger Republikaner ist . . .“

„Er schützt Sie, Dheim, er kann Sie noch retten, er . . .“

„So rede er.“

„Sprechen Sie, Boisroger,“ sagte die Marquise, „ich befehle es.“

Boisroger schloß die Thüre ab, ersuchte die Anwesenden, Platz zu nehmen, und sagte, indem er Chatillon ansah:

„Ich bin der Bruder der Marquise . . .“

„Ihr Bruder?“

„Ja, Herr von Chatillon, ihr Bruder.“

„Und mein guter Bruder,“ setzte die Marquise hinzu; „er hat es bewiesen.“

„Es ist Ihnen nicht unbekannt, Herr von Chatillon,“ fuhr Boisroger fort, „wie sehr der Marquis von Chenevières

sich über Ludwig XV. zu beklagen zu haben glaubte, und zwar wegen eines Amtes, das er auf seinen ersten Sohn übertragen zu sehen wünschte. Bei den langjährigen Diensten, die seine Familie und er selbst geleistet hatten, erwartete er keine so große Strenge von dem Könige, der ihm sein Gesuch abschlug. Diese Wunde im Herzen des Marquis wurde tödtlich und er schwur, gar keine Erben seines Namens zu haben, d. h. der Monarchie die Unterstützung seiner Nachkommen gänzlich zu entziehen. Er sprach diese Drohung vor Ludwig XV. selbst aus, der darüber lachte und spottete und antwortete, der junge Marquis von Chenevières würde wahrscheinlich anderer Meinung sein. Einige Jahre nach dieser Erklärung wurde meinem Vater ein Sohn geboren und er blieb fest. Ich war dieser Sohn. Mein Vater machte meiner Mutter glaublich, ich sei gestorben, und ich verschwand. Ein alter Diener brachte mich fort, und ich verlebte meine ersten Jugendjahre fern von Paris. Man erzog mich wie den Sohn eines Bürgerlichen, und ich würde wahrscheinlich stets in Unkenntniß meines Namens geblieben sein, wenn nicht meine Mutter nach der Geburt meiner Schwester hier gestorben wäre. Diese Geburt und dieser Todesfall änderten den Vorsatz meines Vaters nicht, der nun nicht mehr auf einen Erben hoffen konnte, wenn er nicht mich als seinen Sohn zurückrief. Er rief mich allerdings zurück, aber nur, um mir auf seinem Sterbebette, indem er mir sein Geheimniß offenbarte, zu empfehlen, seine Rache nie zu vergessen, d. h. niemals zu sagen, daß ich sein Sohn sei, wenn nicht ganz ungewöhnliche Ereignisse einträten. Gegen meine Schwester, wenn ich sie meines Vertrauens würdig hielt, durfte ich offener sein. Er starb, und ich enthüllte mein Geheimniß der Schwester nicht eher, bis ich ihr gutes Herz erkannt hatte. Aimée versprach, dasselbe zu achten, und sie hat sich von diesem Augenblicke an bemühet, meine Lage so viel als möglich zu verbessern. Ich habe, da ich den Gang der Revolution vorausah, alle Güter meiner Schwester gekauft und konnte nun um ihre Zukunft unbesorgt sein. So hat sich der Plan meines Vaters als ein sehr weiser bewährt.“

„Sie sind wahrhaftig ein würdiger Neffe!“ rief Chatillon aus, indem er Boisroger umarmte.

„Ich werde mich nicht wahrhaft würdig halten, zu Ihrer Familie zu gehören,“ antwortete Boisroger, „als wenn ich meiner Schwester die Güter zurückgeben kann, die ein Scheinkauf in meine Hände gebracht hat. Wann aber wird dieser Tag kommen?“

In diesem Augenblicke entstand ein ungeheurer Lärm auf der Straße; man hörte in der Ferne die Worte: Decrete, Emigrirte, Verbannte schreien.

„Wir sind verloren,“ sagte der Herzog von Roquefeuille; „das Volk wird uns überfallen; nach einer Stunde werden wir nicht mehr am Leben sein. Vicomte, Sie haben uns Alle ins Unglück gestürzt.“

„Dheim, was haben Sie gethan!“ rief Aimée aus.

„Meine lieben guten Freunde, ich beklage um Cuertwegen meine Unvorsichtigkeit . . .“

„Aber wir werden uns doch wenigstens vertheidigen?“ fragte Constantin.

„Uns vertheidigen? Wie wäre das möglich?“ entgegnete Boisroger.

„Madame,“ sagte der Herzog, indem er sich vor der Marquise tief verbeugte, „ich sterbe, will ich Ihnen wenigstens die Ueberzeugung hinterlassen, daß Sie nach meinem Könige die Person sind, für die ich mein Leben hingegeben haben würde.“

Der Lärm auf der Straße verdoppelte sich, und über alle Stimmen hinweg vernahm man die eines öffentlichen Ausrufers, der bekannt machte:

„Allgemeine Amnestie für alle französische Emigrirte.“

„Amnestie! Amnestie!“ rief die Marquise aus, indem sie das Fenster öffnete, gleichsam um Leben und Freiheit eindringen zu lassen. „Amnestie! Wir sind gerettet!“

Amée umarmte Boisroger, der Herzog und sein Sohn umarmten einander und Chatillon umarmte Alle.

„Glauben Sie,“ sagte Boisroger zu dem Herzoge und zu der Marquise, als man wieder etwas ruhiger geworden war, „daß das Unglück Sie beide hintänglich geprüft hat, daß Sie sich ohne Zögern mit einander verbinden können?“

„Madame,“ sprach Constantin zu der Marquise, als er die Worte Boisrogers hörte; „Madame, ich liebe Ihre Tochter nicht, bedenken Sie das.“

Ohne seiner Schwester Zeit zur Antwort zu lassen, sagte Boisroger zu Constantin wie zu dem Herzoge: „Diesmal schlage ich Ihnen einen Aufschub der so sehr und so lange gewünschten Hochzeit vor. Dieser Aufschub wird aber nicht zehn Jahre, nicht fünf dauern, sondern nur vierundzwanzig Stunden. Morgen in Choisi-le-Roi mag die Verbindung statt finden.“

„Und die Eurige,“ sagte die Marquise, indem sie ihre Tochter Amaranthe und Constantin ansah.

4.

Der Gang der Ereignisse führt uns wieder an den Ort, wo vor funfzehn Jahren die Geschichte des Herzogs von Roquefeuille und der Marquise von Chenevières begann; der einzige bemerkenswerthe Unterschied ist nur der, daß der erste jetzt einunddreißig und die letztere dreißig Jahre alt war.

Alles war festlich in Choisi-le-Roi und das Schloß hatte kaum Raum für so viel Glück. Die so lange verödeten Gärten desselben waren von Gästen erfüllt, man lachte, wunderte sich und betheuerte einander gegenseitig, daß man sich wiederum ganz wohl fühle. Ehemalige Diener, ehemalige Vasallen, ehemalige Bauern, die durch den Sturm von dem großen Feudalschiffe losgerissen worden waren, kehrten zurück und erschienen wiederum in dem Schlosse, um, wenn auch nicht die sonstigen Bande der Knechtschaft, doch die Fesseln der Dankbarkeit und Liebe

von Neuem auf sich zu nehmen. Man erkannte sich unter einander, drückte einander die Hände und fing an, neu aufzuleben.

Während diese Auferstehung in dem alten Schlosse erfolgte, saß Constantin auf dem schönen Rasenplatze an der Seine, auf welchem sein Vater sonst voll Liebe mit der Marquise geplaudert hatte, ganz allein, festlich geschmückt, und las eine Proclamation Bonapartes. Bonaparte brach mit dem Titel eines Oberbefehlshabers nach Italien auf. Die Proclamation voll militärischer Beredsamkeit electrifirte den jungen Mann, der den Ruhm jenes anderen jungen Mannes beneidete. Ach, warum konnte er Bonaparte nicht folgen nach Italien? Er hatte ja so viele Gründe, die ihn aufforderten, das Leben zu wagen. Da hörte er Geräusch hinter sich; er legte die Proclamation zusammen und verbarg sie auf seiner Brust. Die Marquise kam.

Sie eilte auf Constantin zu und setzte sich, halb traurig, halb lächelnd, neben ihm nieder.

„Ist es nicht reizend,“ sagte sie zu ihm, „an einem Tage zwei Hochzeiten zu feiern?“

„Ja, es ist reizend,“ antwortete er.

„Man sieht es selten, daß sich Mutter und Tochter, Vater und Sohn an einem Tage verheirathen.“

„Sehr selten.“

„Ich weiß es nicht, aber es kommt mir wie eine doppelte Bürgschaft des Glückes vor.“

„Des Glückes,“ wiederholte Constantin.

„Sie sind sehr bestimmt in Ihren Antworten,“ sagte die Marquise, „wie das Echo in unserem Thale, aber auch so traurig.“

„Ich traurig? Sie irren sich. Bin ich nicht hochzeitlich gekleidet? Ist nicht bereits der Notar im Salon? Erwartet uns nicht die Kirche? Meine Traurigkeit wäre unbegreiflich. Ich traurig! Sehen Sie nicht, daß die Freude aus allen meinen Zügen spricht? Sie glänzt in meinen Augen und erfüllt mein Herz. Gott, laß mich sterben!“ rief Constantin plötzlich aus, indem er, von Schmerz überwältigt, vor der Marquise auf die Kniee sank.

Sie hob ihn sofort auf und fragte:

„Liebes Kind, was ist Ihnen? Wenn Jemand käme! Sprechen Sie, reden Sie.“

„Ihre Tochter,“ begann Constantin endlich, „ist schön, sehr schön sogar, reich an vortrefflichen Eigenschaften.“

„Aber Sie lieben sie nicht.“

„Nein.“

„Mein Gott!“ seufzte die Marquise. „Arme Amaranthe!“

„Ich empfinde nichts für sie; hätte ich eine Andere nicht gesehen, fühlte ich vielleicht diese tödtliche Gleichgiltigkeit gegen Ihre Tochter nicht. Aber ich habe Sie gesehen, und ich liebe Sie.“

(Fortsetzung folgt.)